# Die zehn letzten Tage Polska

Erlebnisse eines Deutschen aus dem Kreise Hohensalza

# Die zehn letzten Tage Polska

## Erlebnisse eines Deutschen aus dem Kreise Hohensalza

Als Manuskript gedruckt

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA w TORUNIU

Inowroclaw
[ ... ]

Druck: „Kujawischer Bote" G. m. b. H. Hohensalza

803609
K. 191/01

**von Rosenstiel**

Gorgast/Ostbahn, den 16. September 1939.

Am Mittwoch, dem 30. August, gerade als nach der Mittagspause wieder die Arbeit in Lipie beginnen sollte, meldete sich bei mir der Bote vom Wojt aus Argenau und einer meiner Wachleute mit der Nachricht, daß Polen die allgemeine Mobilmachung angeordnet hätte. Bald klebten überall die großen Plakate, die Fabriksirenen heulten und die Kirchenglocken läuteten. Alles lief in fieberhafter Aufregung, teilweise stark verängstigt durcheinander, und es war schwer, den Wirtschaftsbetrieb einigermaßen in Gang zu bekommen. Glücklicherweise brauchte sich von meinen Beamten keiner zu stellen, von deutschen Leuten überhaupt nur der Stellmacher Friedrich. Unbequem war, daß der Speichervogt Paczkowski trotz seiner 49 Jahre sofortige Stellungsorder nach Thorn hatte. Der abendliche Bericht des deutschen Rundfunks klang noch nicht besonders kriegerisch, noch wurde zwischen Berlin und London verhandelt.

Donnerstag, den 31., einem Tag mit warmem Landregen, fuhr ich morgens im Auto nach Hohensalza, um mich auf dem Bezirkskommando zu stellen. Auf dem Wege gab ich in Argenau bei der Polizei noch eine Zigarrenkiste mit den letzten Patronen ab, die ich in Lipie gefunden hatte; die anderen Patronen und alle Waffen hatte ich schon auf der Polizei deponiert. In Hohensalza holte ich mir meinen Militärpaß ab, den ich vor meiner letzten Reise nach Gorgast hinterlegt hatte, und bekam im übrigen den Bescheid, ruhig zu Hause zu bleiben. Meine Kategorie würde nicht eingezogen. Im „Kujawischen Boten" hörte ich dann von dem Schriftleiter Kuß, daß es ihm gerade verboten worden sei, etwas über die Mobilmachung in der Zeitung zu bringen, es handele sich um ergänzende militärische Schutzmaßnahmen, aber um keine Mobilmachung. Dabei klebten die Anschläge „Allgemeine Mobilmachung" an allen Straßenecken! Man wollte offenbar aus außenpolitischen Gründen die Mobilmachung nicht zugeben, um die Schuld am Kriege nicht auf Polen zu laden. Immerhin waren wir alle in Lipie am Nachmittag ganz beruhigt und hofften noch auf eine unblutige Regelung. Abends wurde dann das Angebot des Führers bekannt, auf das Polen nicht eingegangen war. Jetzt sah es ernst aus.

Freitag, den 1. September, saß ich morgens am Radio, meine Mutter kam dazu und ich konnte nur sagen: Es geht los! Der Führer hatte einen Aufruf an die Armee erlassen, von der Waffe Gebrauch zu machen und Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Was sollte nun werden? Fort konnte ich nicht mehr und verstecken konnten wir Deutschen aus Lipie uns auch nicht alle, zumal in Markowo eine Jagdstaffel lag, auf dem Felde unmittelbar an der Lipier Grenze, und dauernd im Tiefflug alles absuchte. Also hieß es warten. Schon von 9 Uhr an wurde es in der Luft unruhig. Man hörte das dumpfe Motorengedröhne der deutschen Bomber und die Polen aus

Markowo mit lautem Maschinengewehrgeknatter hinterherjagen, aber viel zu tief und viel zu spät. Dann saßen wir noch alle am Rundfunk bei Hagners, dem 1. Beamten, zusammen und hörten die Uebertragung der Reichstagssitzung mit der Führerrede. Und über uns dröhnten die deutschen Bomber! Nachmittags wurden beide Autos zum Wojt bestellt, und da Janek, der 2. Fahrer, an der Reparatur des Treckers mitarbeiten mußte, den die Markowoer Flieger am Montag Nachmittag fahrbereit haben wollten, mußte ich das eine Auto selbst fahren. Offenbar war das dem Wojt nicht sehr recht. Ich sollte als „niemiec" nicht sehen, was vorging. Immerhin bekam ich einen Hilfspolizisten in brauner Uniform und schwarzer Baskenmütze neben mich, und wir jagten herum, einige der Schulzen zusammenzuholen, mit denen eine geheime Konferenz wegen der Durchführung des Kriegszustandes und Ausnahmerechtes abgehalten wurde. Doch ich wurde sehr schnell wieder nach Hause entlassen.

Sonnabend, der 2. September, war zunächst ein schöner Sommertag mit unheimlicher Ruhe. Man wußte nicht, was beginnen und womit die wahnsinnige innerlich brennende Spannung betäuben. In der Luft war es auch viel ruhiger als am Tage vorher. An den Krieg gemahnten nur die vielen Schafherden, Flüchtlingswagen, die staatlichen Hengste aus Stargard, die durchkamen und teilweise in Lipie in Quartier gelegt wurden. Als wir drei, meine Mutter, Frl. Hesekiel und ich, beim Mittag saßen, natürlich ohne rechten Appetit, erschien plötzlich in wilder Aufregung ein Fliegerfähnrich in der Eßstube, schimpfte wild, daß ihm nicht schneller die Haustür aufgemacht worden war, und durchsuchte dann zusammen mit mir das ganze Haus nach dem Geheimsender, der bei mir vermutet wurde. Als er nichts fand, wurde er schließlich ruhiger und auch höflicher. Er hatte angenommen, weil ihm nicht sofort geöffnet worden war, wir hätten noch Geräte oder auch Menschen im Hause versteckt. Dann ging er noch in die Kanzlei, wo ihn die Telefonzentrale interessierte, und zu Hagner, um auch dort das Radio zu revidieren. Dabei stieß er auf Dr. Milbradt, den Versuchsringleiter, der seit gestern hier war, und der ihm höchst verdächtig vorkam. So wurde ich dann verpflichtet, Dr. Milbradt festzuhalten, bis der Flieger mit anderen Leuten wiederkäme. Falls Milbradt entflöhe, käme ich persönlich dafür auf. Es war mir ein schwerer Entschluß, mir von Milbradt in die Hand versprechen zu lassen, daß er nicht fliehen würde, sondern in der Kanzlei auf seine doch sicher zu erwartende Verhaftung zu lauern. Der Arme war totenblaß, nur zu verständlich, und mir war auch nicht wohl. Um 5 Uhr erschien der Fliegerfähnrich mit einigen Männern im Motorrad mit Beiwagen wieder und holte Milbradt ab. Ich gab einige Aufklärungen über Milbradts Tätigkeit, erklärte mich bereit, seine Monatsrapporte und Tagebücher aus den Ringakten vorzulegen und seine völlige Harmlosigkeit zu beweisen. Der Fliegerfähnrich sagte mir, das würde die Untersuchung ergeben, wahrscheinlich würde er freigelassen, doch dürfe er sich unter keinen Umständen jemals wieder in Lipie blicken lassen. Dann würde er ohne irgendwelche Formalitäten erschossen und ich ebenfalls zur Verantwortung gezogen. Ich war dann sehr glücklich, als nach 6 Uhr die Polizei in Argenau mein Auto anforderte, um Milbradt nach Hohensalza abzuschicken; er war frei, und ich schärfte ihm durch Bruno (den 1. Schofför) und den Polizeikommandanten in Argenau noch genauestens ein, was mir der Flieger angedroht hatte. Spät abends kam dann noch eine Flüchtlingskolonne von fast 100 Leuten mit Wagen und Pferden aus den Kreisen Wirsitz und Schubin auf den Hof, die verpflegt und in der Heuscheune untergebracht werden mußten. Viele Kinder waren dabei. Es war ein Bild des Jammers, und ohne daß wir daran dachten, daß es Nationalpolen waren, wurden alle in Hagners und unserer Küche mit Milchsuppe, Brot und Saftwasser versorgt und auf dem Hof zur Ruhe gebracht. Besonders schwierig war die Versorgung so vieler Menschen in der Dunkelheit bei der strengen Luftschutzsperre, die jeden auch noch so kleinen Lichtschimmer verbot. Und ich wollte nach meinen Erfahrungen mit den Markowoer Fliegern nicht gern in den Verdacht kommen, Lichtzeichen gegeben zu haben.



Sonntag, 3. September, war ein ruhiger, heißer Tag. Ich hatte kaum geschlafen, sondern mich schweißüberströmt unruhig im Bette gewälzt. Sehr früh war ich draußen auf dem Hof, um mich um den Abtransport der Flüchtlingsscharen, der großen Schafherden, die zum Teil von deutschen Schäfern eskortiert wurden, zu kümmern, und meinen Pferden nachzuschauen, die zum Abtransport von Getreide nach Kawenczyn bestellt waren. Sie sollten auf 10 Wagen 500 Zentner Roggen von Kawenczyn nach Thorn bringen. 20 Pferde gingen damit fort, nur 4 blieben mir im ganzen. In der Luft war es sehr unruhig. Dauernd hörte man das Dröhnen der deutschen Bomber und das wütende Kläffen der Maschinengewehre der vom Markowoer Platz aufsteigenden kleinen polnischen Bienen. Als ich um 8 Uhr vor der Haustür stand, sah ich in Richtung Großendorf an der Bahnstrecke große schwarze Rauchwolken hochsteigen und hörte die Explosionen der deutschen Fliegerbomben, eine unheimliche Musik. Es verbreitete sich gleich das Gerücht, die Stadt Argenau sei bombardiert worden, doch stimmte das nicht. Schließlich sagte man, es sei eine Brandbombe geworfen worden, die aber nicht gezündet hätte. Offenbar ist dies ein Blindgänger von einem Abwehrgeschütz gewesen. Doch Thorn und Hohensalza hatten an diesem Morgen ordentlich Eier auf die Bahnanlagen bekommen und auch bei der Zuckerfabrik Wierzchoslawitz sollte die Bahn zerstört worden sein. Jedenfalls verkehrten keine Züge. Den ganzen Tag über war ein unheimliches Getobe in der Luft, und einigemale hatte ich direkt Angst um unsere deutschen Bomber, die zu niedrig flogen. Doch niemals gelang es den immer zu spät startenden polnischen Jagdfliegern aus Markowo an die Deutschen heranzukommen. Der Fähnrich, der am Tage vorher so aufgeregt nach dem Geheimsender bei mir gesucht hatte, hatte seinen Stolz nicht unterdrücken können, mir zu erzählen: „Ich habe mich auch schon mit diesen Hakenkreuzlern geschossen, haben Sie es gehört? Aber da kann man nichts machen, die „Cholera" sind zu schnell!" Im übrigen stand der Sonntag unter dem Zeichen eines immer größer und regelloser werdenden Flüchtlingsstromes. Vormittags wurden 800 Kühe auf den Hof getrieben, lauter Gutsherden aus den Kreisen Bromberg und Schwetz mit den begleitenden Schweizern. Sämtliche Dorffrauen wurden aufgeboten, um das Vieh zu melken, das seit Freitag ohne Pause auf dem Marsch war. Außerdem

ließ ich Grünes und Stroh bringen. Nachmittags wälzten sich dann immer neue Flüchtlingsscharen heran, Wagen, Viehherden, Radfahrer, Fußgänger. Alles kam über den Wymyslowoer Feldweg, der lange als Fluchtweg bestimmt war. Ich hatte mich schon über die Tafeln „do Lipia" geärgert und gewundert, die an meinem Privatfeldweg standen, lange, ehe von Krieg die Rede war, und über einen breiten Verbindungsweg, der von Großendorf her quer über das Feld nach Wymyslowo gelegt war, angeblich der Wymyslowoer Siedler halber. Nun wußte ich, wozu der Weg vorbereitet war! Am Nachmittag hielten sich die Fliehenden aber nicht mehr an den Weg, trieben durch Wiesen, Luzerne, Rüben, und die Wagenkolonnen kamen auch die Argenauer Schossee entlang, die eigentlich für Truppentransporte hatte frei bleiben sollen. Wenn man ab und zu einen Augenblick im Hause saß und in den schönen Spätsommertag sah, kam einem alles wie ein wüster Traum vor, was sich dort draußen abspielte. Bei Dunkelwerden kamen noch 500 bis 600 Kühe auf den Hof mit Begleitmannschaften, die sich zum Teil schon sehr unverschämt aufspielten. Aber als alles zu Essen bekam und untergebracht wurde, wohl 1400 Kühe, 200 Pferde, 400 Menschen, wurde alles ruhig und zufrieden, und es trat nicht ein, was ich sehr befürchtet hatte, daß nämlich die Flüchtlinge verlangen würden, im Hause untergebracht zu werden und dieses dann stürmen und plündern würden. So war ich froh, durch meine Anwesenheit und unermüdliche Arbeit trotz des unvorstellbaren Flüchtlingsstromes Ruhe und Ordnung in Lipie halten zu können. Aber wie lange sollte das noch gehen? Die Markowoer Flieger waren wieder sehr mißtrauisch, hatten nachmittags eine Patrouille geschickt, die den ganzen Garten absuchte und auch in der Küche herumspionierten, und als sich keine deutschen Bomber zeigten, kreisten mehrere der polnischen Flieger dauernd ganz niedrig über dem Hof und der Umgebung und beobachteten alles, was dort vorging. Es bestand also keine Möglichkeit mehr, sich im Rohr zu verstecken, das wäre sicher beobachtet worden und hätte einen als Spion verdächtig gemacht und dem sicheren Tod ausgeliefert. Um 9.30 Uhr hatte ich einigermaßen auf dem Hof Ruhe, aß eine Kleinigkeit zum Abendbrot und ging hinüber ins Beamtenhaus zu Hagner, um einiges für morgen zu besprechen. Ich telefonierte auch dem Wojt und erbat die Befreiung des Jägers Schott vom Arbeitsdienst, zu dem er sich am nächsten Morgen in Schirpitz stellen sollte, weil ich den Mann als Aufsicht auf dem Hof brauchte, um die Flüchtlinge in Ordnung zu halten, zumal von meinen uniformierten Wachleuten mir nur der eine zur Verfügung stand, während der andere schon seit Sonnabend Mittag bei einem in den Kartoffeln von Waltershof niedergegangenen polnischen Flugzeug als Wache aufgestellt war. Das war auch bezeichnend für polnische Verhältnisse, daß mein Privatwächter bei dem Flugzeug wachen mußte, und das noch seit 30 Stunden ohne Ablösung und ohne daß sich jemand um seine Verpflegung kümmerte, bis ich ihm zu essen hinschickte. Aber ich als „Niemiec" durfte es ja gar nicht wissen, daß dort ein Flugzeug lag!

Kurz vor 10 ging ich von Hagner heraus und wollte schnell nach Hause, um zusammen mit meiner Mutter und Fräulein Hesekiel die Radionachrichten zu hören, da rief mich ein unbekannter Polizist an: Hände hoch! und durchsuchte meine Taschen. Ich war verhaftet! Ich wurde zum Hause geführt und mit dem Gesicht gegen die Wand am Kücheneingang aufgestellt. Immer mehr Polizisten kamen zusammen und neben mir wurden bald Kapuszinski, der 2. Beamte, trotz seines polnischen Namens ein guter oberschlesischer Deutscher, der Schofför Bruno, Hagner und Frau aufgestellt. Hinter jedem stand ein Polizist mit schußbereitem Karabiner. Immer mehr Polizisten tauchten aus dem Garten auf und schließlich erschien ein polnischer Leutnant, furchtbar aufgeregt, der behauptete, aus dem Garten sei auf ein Benzinauto der Markowoer Flieger und auch auf einen Flüchtlingswagen geschossen worden. Ich sei schuld, ich habe entweder selbst geschossen oder doch die Sache organisiert. „Daß Deutsche geschossen haben, ist sicher, denn es ist nicht nur auf ein Militärauto geschossen worden — schließlich erklärlich, denn Sie sind unsere erbittertsten Feinde — aber es ist auch auf Frauen und Kinder geschossen worden, und das ist deutsche Art!" Ohnmächtig vor Wut mußte ich diese Schmähungen über mich ergehen lassen, immer mit dem Gesicht zur Wand, ohne mich zu rühren. Während wir standen, drangen dann etwa 10 Polizisten in das Haus ein, und ich hörte sie in allen Zimmern kramen und suchen, man wollte offenbar Waffen finden. Arme Mutter, wenn auch der Leutnant den Polizisten gesagt hatte: „Benehmt euch immer als Polen, da ist eine ältere Dame, wir führen keinen Krieg gegen Frauen und Kinder, wie die Deutschen!" Und dann sagte mir der Leutnant wieder: „Erklären Sie mir, wie es kommt, daß wir zwei von Ihren Leuten mit einem Revolver neuesten Typs im Garten gegriffen haben? Wollen Sie etwa leugnen, daß Sie geschossen haben oder doch die Schießerei befohlen?" Auf jede Entgegnung bekam ich nur eine Flut von Schimpfworten zu hören. Schließlich war die Haussuchung zu Ende und wir sollten alle nach Argenau zur Vernehmung. Einer der alten Argenauer Polizisten, der mich kannte, verhalf mir wenigstens noch zur Jacke meines Reitanzuges, die ich an Stelle meiner dünnen Leinenjacke anzog, und zu Ledermantel und Autokappe. Die erschrockene Mutter sah ich dabei kurz, konnte ihr aber nicht mehr die Hand drücken. Nun wurden wir zur Parkecke an der Argenauer Schossee geführt und dort aufgestellt, ich vorweg und hinter mir Hagner, Kapuszinski ein mir unbekanntes polnisches Individuum, das den Revolver gehabt hatte, die Brüder Wiliand und Martin Ege und der Gärtner Stahl, der noch aus dem Bett geholt wurde. Den Jäger Schott hatte man vergessen. Gegen Mitternacht wurden beide Autos aus der Garage geholt, mit Polizeimannschaften besetzt und wir Deutsche auf den ebenfalls requirierten Milchwagen verladen. Alles wimmelte von Polizei, Hilfspolizei und polnischem Mob. Der immer noch schimpfende und unerhört schmähende Leutnant schickte einige der Polen fort mit dem Befehl: „Geht zu eurem Wojt (Amtsvorsteher) und sagt ihm, er soll morgen früh nach Argenau kommen und ein paar ordentliche Kerle mit Revolvern mitbringen. Wir haben wieder solche von den Teufeln, die erledigt werden müssen!" Dann fuhren wir auf dem Milchwagen unter stärkster polizeilicher Bewachung los nach Argenau, und ich fragte mich, ob ich wohl den Lipier Hof noch einmal wiedersehen sollte, dessen Silhouette sich vom Nachthimmel abhob. In Argenau wurden wir ins Hotel Pfeiler geschleppt, wo

ein „Kriegsgericht“ tagte. Der wilde Leutnant, der uns verhaftet hatte, und zwei unangenehm aussehende Polizisten offenbar höheren Ranges. Verhört wurde nur der Pole, der den Revolver gehabt hatte, und mit ihm längere Protokolle aufgenommen. Was er aussagte, konnte ich nicht verstehen, denn es herrschte ein allgemeines Durcheinander in dem Hotelsaal, kommende und gehende Soldaten und Polizisten, überall lagen schlafende Leute herum, laut schnarchend, meist barfuß, kurz, Krieg in Asien! Und zu diesem Lande hatte man 20 Jahre lang gehört!

Nach einer Stunde hieß: „Rosenstiel, Kapuszinski, Martin Ege ins Auto nach Thorn!“ Jeder mit einem Polizisten hinter sich, mußten wir den Saal verlassen. Die anderen blieben da; was aus ihnen geworden ist, ahnte ich nicht. Nun fuhren wir in meinem Sechssitzer, den mein Schofför lenkte, nach Thorn, hinten die beiden wüst aussehenden Polizisten vom „Kriegsgericht“ mit schußbereiten Karabinern, auf den Klappstühlen Martin Ege und ich, neben dem Fahrer Kapuscinski. Was war aus der stillen Waldstraße nach Thorn geworden?! Auf der einen Seite eine nicht abreißende Kette von Flüchtlingswagen, auf der anderen marschierende Truppen, alles in Richtung Thorn. Dazwischen wanden wir uns ohne Lichter durch, oftmals angehalten, doch als Polizeieskorte weitergelassen. Der Strom ging aber nicht bis Thorn, sondern nur bis zu der nach Wloclawek abzweigenden Straße, dort bog er ostwärts, und von Thorn kam uns jetzt der Strom entgegen, der ebenfalls nach Osten wollte. Also Flucht auf der ganzen Linie, vielleicht brachten die deutschen Truppen bald die Rettung. Wir wurden vor Thorn angehalten: man kommt nicht durch, die Deutschen bombardieren! Doch leider ging es weiter, wir jagten über die große neue Weichselbrücke, die vor einigen Jahren aus Münsterwalde hierher gebracht worden war, und kamen in die dunkle Stadt in die Polizeikommandantur gegenüber dem Deutschen Konsulat. Dort ließ man uns erst warten. Alles war voller Offiziere und Polizisten. Auf einer Bank häuften sich Formulare mit dem Aufdruck „Deutsches Generalkonsulat Thorn“. Das hatte man also schon ausgeräumt. Schließlich erschien ein kleiner unangenehmer Major und herrschte uns an: „Schöne Sachen macht Ihr da! Aus dem Park auf polnische Truppen schießen! Wißt Ihr auch, was darauf steht?“ Ich sagte: „Jawohl, für den Täter die Todesstrafe, aber wir sind völlig unschuldig!“ „Ach was, unschuldig, Kugel in den Kopf, erschießen ohne Gericht!“ brüllte der kleine Major und ein anderer Offizier bekräftigte noch auf deutsch: „Ja, ja! Standrecht!“ Nun wurden wir wieder ins Auto geführt, aber schon viel weniger höflich mit Kolbenstößen hereingetrieben und noch zu einer anderen Stelle auf den Thorner Markt gefahren. Dort warteten wir eine Weile in einem Vorzimmer, während die beiden begleitenden Polizisten drinnen verhandelten. Wieder ins Auto. Nochmal zurück zur Polizeikommandantur gegenüber dem Konsulat. Aber dann wurde der Schofför angeherrscht: „Los, geradeaus weiter!“ Es ging die Bromberger Vorstadt hinaus bis in den Wald. Und nun wurde es mir mit einemmal entsetzlich klar: Es war vorbei, jetzt kommt das Ende. Mein Gott, 39 Jahre alt, Frau und vier Kinder, jetzt sollte die Erlösung vom polnischen Joch kommen, jetzt sollte das Leben erst richtig anfangen, und nun war alles



vorbei! Es waren unerhört bittere Augenblicke, sich dies klar zu machen. Aber es half nichts mehr, es galt als aufrechter deutscher Mann zu sterben! Herr Gott, behüte Deutschland, behüte Lipie, behüte Gutti und die Kinder! Und dann wieder Lebenswillen: Herr Gott, laß ein Wunder geschehen, errette uns aus dieser polnischen Mörderhand, Herr Gott, laß mich nicht so enden! Aber ich hatte keinen Glauben mehr, daß ich errettet werden könnte. Man mußte sich mannhaft damit abfinden. Wie mochte es sein? Wie ein Erwachen aus diesem wüsten Traum, der mich umgab, anders konnte es wohl nicht sein. Nur nicht schwach werden, sich nur nicht vor diesen polnischen Henkern schwach zeigen. Mit verkrampften Händen und zusammengebissenen Zähnen saß ich da. Wir bogen von der Straße ab und fuhren in ein Fort ein. Einer der Polizisten verhandelte lange mit dem Fortkommandeur, stieg wieder ein: „Psiakrew“, der will mit der Sache nichts zu tun haben, also zurück nach Thorn! Wir hielten wieder vor der Stelle am Markt. Ein Polizist ging herein, kam heraus und schimpfte zu dem anderen: „Nächstens muß man noch das Gericht und den Starosten fragen, bis man solche erledigt! Habe ich es nicht gesagt: Zurück nach Gniewkowo!“ Wir fuhren los. Die beiden Schergen tuschelten zueinander: „Erst erledigen wir den einen, dann den anderen!“ Also ging es nicht bis nach Argenau, sondern im Thorner Walde würde das Ende kommen. Nun, ich war jetzt darauf gefaßt und innerlich vorbereitet. Bald nach Podgorz hielten wir an, ein Fliegerleutnant hielt auf der Straße, von der ein Seitenweg zu einem Fort abzweigte. Einer der Polizisten sprang heraus und verhandelte mit ihm. Hier schien er auf Verständnis zu stoßen. Wir wurden mit elektrischen Lampen angeleuchtet: „Da haben wir Euch, Ihr „Cholera Hitlerowcy“, Ihr Schweine, Ihr Mörder, jetzt werden wir Euch geben!“ Wir fuhren in den Forthof ein und mußten aussteigen. „Zieh deinen Mantel aus, du wirst es bald warm genug haben!“ brüllte mich der Polizist an, der hinter mir gesessen hatte. Wütend warf ich ihm den Ledermantel zu, was brauchte ich schließlich auch noch, denn hier kam das Ende, das war mir klar. So gingen wir drei eine Treppe herunter und die düsteren Gänge im Fort entlang, von lauter Taschenlampen angestrahlt. Ich marschierte wie ins Leere und dachte nur: Nun schießt doch endlich schon! Doch nein, wir wurden in eine große Zelle hineingestoßen, in der etwa 20 Mannschaftsbetten ohne Strohsäcke, immer zwei übereinander, und ein Tisch standen, sonst Schmutz und wüste Unordnung. Zwei Fähnriche und etwa 6 Mann nahmen uns vor: Ausziehen! Alles wurde uns genommen, was wir bei uns hatten, die Taschen geleert, die Brieftasche ausgekippt, höhnische Bemerkungen über die Familienbilder gemacht, die Ringe von Fingern gezogen, der Füllfederhalter probiert und als man damit nicht schreiben konnte, mit dem Ausruf: „Szwabska tandeta“ (deutscher Schund) in die Ecke geschleudert. Schließlich fragten mich die Fähnriche: „Also du hast auf polnische Truppen geschossen?“ „Ich habe nicht geschossen!“ rief ich laut. Da bekam ich einen Faustschlag ins Gesicht, daß ich hintenüber auf die eine Pritsche taumelte, und ein anderer trat mir mit dem genagelten Schuh vor die Brust, daß ich einen Augenblick die Besinnung verlor. Kapuszinski wurde mit einem Kolben vor den Magen gestoßen, daß er ebenfalls umkippte, dann

ließ man uns liegen. Martin Ege hatte man nicht weiter mißhandelt. So lagen wir da in der Dunkelheit und drückten uns still die Hände.

Montag, der 4. September, war ein trauriger Tag. Wir drei Lipier lagen in unserer Zelle auf harten Holzbrettern, fröstelnd im leichten Anzug, ohne Mantel, ich mit schmerzender Brust, die mir jeden tiefen Atemzug und jedes Hüsteln zur Qual machte, ohne Wasser, mit angeklebten Zungen, oft durch Wachen gestört, die uns anleuchteten, aufspringen ließen und wortlos wieder verließen. Es waren grauenvolle Stunden. Bald wurde es hell, das Fenster ging hinaus auf einen Hof, man konnte einen schmalen Streifen Himmel sehen, hatte aber keinerlei Vorstellung von Zeit und Stunde. Draußen hörte man Abteilungen antreten, Kommandos, Radau, das Schnappen von Gewehrschlössern, ab und zu kam ein Soldat zu uns herein, überzeugte sich, daß wir alle da waren, drohte uns mit der Faust und verschwand wortlos wieder. Wir wußten nicht, was man mit uns vorhatte, sahen aber keine Möglichkeit, lebend wieder zu entkommen. An eine Flucht war nicht zu denken, daß man uns freilassen würde, ein grotesker Gedanke, und wenn die Deutschen Thorn einnehmen sollten, würden die Polen sicher noch Zeit haben, uns abzuschlachten oder doch das Fort zu sprengen. Wir konnten uns nur die Hände drücken und uns gegenseitig versprechen, als aufrechte deutsche Männer furchtlos zu sterben. Dazwischen versuchten wir, auf den harten Brettern etwas in einen betäubenden Schlaf zu fallen oder liefen immer um die Trümmer des gestern Nacht bei der „Untersuchung" völlig in Stücke geschlagenen Tisches herum. Und so entsetzlich langsam schlich die Zeit weiter. Ab und zu erschienen mehrere polnische Soldaten, wir wurden ihnen wie wilde Tiere gezeigt und es hieß: „Das sind die Schweine aus Lipie, die auf polnisches Militär geschossen haben." Kapuszinski meinte: „Die hetzen noch die ganze Fortbesatzung gegen uns auf, bis sie bei uns eindringt und uns lyncht!" Und dann hätte auch kein Hahn nach uns gekräht. Es war eine verzweifelte Lage. Aber doch regte sich wieder der Lebenswille und gab mir Kraft zu einem kurzen Gebet: „Herr Gott, laß mich nicht hier so elend umkommen!"

Es mochte wohl nachmittags sein, da wurde ich plötzlich herausgeholt, mußte den Gang entlang marschieren bis zu einem widerlich aussehenden Offizier, der inmitten von 40 Soldaten stand. Es begann ein sogenanntes Verhör. Wie alt, wo geboren, welchen deutschen Organisationen ich angehört hätte, wieviel ich für die Luftschutzanleihe gezeichnet hätte und andere törichte Fragen. Von den Schüssen aus dem Park war nicht die Rede. Die herumstehende Soldateska gröhlte bei jeder meiner Antworten und verhöhnte mich. Kaum war ich in die Zelle zurückgebracht, wurde ich wieder herausgeholt: Der mit der Brille noch einmal! Mir wurde der Revolver vorgehalten, der am Abend vorher dem Polen in Lipie im Garten abgenommen war. „Ist das Dein Revolver? Wem gehört der?" „Einem Mann, den ich gestern zum ersten Mal in meinem Leben gesehen habe!" Hohngelächter. „Und wo ist der unbekannte Mann?" Wieder Hohngelächter. Ich wurde in die Zelle zurückgebracht und meine Kameraden zu einem ähnlichen Verhör herausgeholt. Nach einer halben Stunde mußten wir alle drei heraus. „Alles mitnehmen", hieß es. Ich hatte ja nichts mitzunehmen,



Mantel und Mütze hatte mir der Polizist bei der Einlieferung abgenommen. Am Ende eines Ganges mußte ich Aufstellung nehmen. Ob wohl jetzt geschossen würde? Doch nein, Gott wollte es nicht zulassen. Obgleich ich mit dem Gesicht gegen die Wand stand, merkte ich, wie sich immer mehr Deutsche hinter mir anreihten. Dann bekam jeder ein kleines klebriges, schwarzes Brot in die Hand gedrückt. Ich versuchte zu essen, aber es ging nicht. Der völlig ausgedörrte Mund konnte den zähen Kleister nicht aufnehmen. Es war unmöglich, auch nur das geringste Stückchen herunterzuwürgen. Jetzt ging es los: „marszerowac!" Wir kamen ans Tageslicht! Ein schöner sonniger Spätsommernachmittag. Mein Gott, wir sollten wirklich lebend das Fort verlassen! In Zweierkolonnen traten wir an. „Die Mannschaften geben das Gepäck an die Sträflinge ab!" Wie alle anderen bekam ich meinen Tornister verpaßt. Neben mir stand Kapuszinski, hinter mir ein 14jähriger Junge, wie ich später feststellte, Heinz Beierling aus Thorn, der auch seinen Tornister schleppen mußte. Nun marschierten wir unter starker militärischer Bedeckung los; die Begleitmannschaften, die außer dem Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr nichts zu tragen hatten, marschierten rüstig aus, wir mußten mithalten. Wir waren 26 Deutsche und 8 deutsche Kriegsgefangene, die am Ende der Kolonne marschierten. Sprechen durften wir nicht miteinander. Es ging durch Podgorz am Thorner Hauptbahnhof vorbei (verladen sollten wir also nicht werden) und dann die neue Straße entlang nach Alexandrowo zu. Es wurde stramm marschiert, aber mit Pausen, in denen wir auch Wasser bekamen. Das Brot in der Tasche war inzwischen hart geworden, und so konnte man versuchen, zusammen mit dem Wasser einige trockene Brotkrumen herunterzuwürgen. Ein deutsches Mädel aus Reichsmark marschierte mit uns, immerhin ohne Tornister. Es wurde dunkel, wir marschierten weiter, wohin, ahnten wir nicht. Die Straße war angefüllt mit nach Osten jagenden polnischen Sanitätsautos und fliehenden Soldaten und Zivilisten. Viele wüste Schmähungen mußten wir über uns ergehen lassen. Schließlich, es mochte gegen Mitternacht sein, kamen wir auf die Straße Sluzewo—Nieszawa. Wir machten Halt und wurden auf einen Bauernhof geführt, auf dem es Stroh gab. Wir durften uns im Windschutz eines Stalles ins Stroh legen und etwas schlafen. Es war alles so unwirklich, ich empfand kaum, was mit mir vorging, aber es war wohl so, ich lebte wirklich noch!

Dienstag, den 5. September, ging es bei Morgengrauen weiter. Nach Nieszawa zu wurde marschiert. Und da gab es grausige Bilder: die Straßengräben lagen voller grausig zugerichteter Leichen, alles Zivilisten, auch Frauen darunter. Ausgeplünderte Rucksäcke und Handkoffer lagen daneben. „So straft Polen Verräter", sagte der Sergeant, der die Eskorte führte. Wer mochten die Unglücklichen sein, die hier bestialisch hingemordet waren? Und wann würden wir so daliegen? Die Begleitmannschaften sagten, sie hätten 180 Leichen gezählt!, wir konnten bald nicht mehr hinsehen, es war zu entsetzlich! Kurz vor Nieszawa nahm die Bevölkerung am Straßenrande wieder eine besonders bedrohliche Haltung ein: „Wozu führt Ihr die „Choleras" noch? Schlagt diese Schweine, diese „Hitlerowcy" doch gleich hier tot, wir helfen gern!" Und da schwang ein Soldat, der am Wege stand,

auch schon sein umgedrehtes Gewehr und schlug mir mit voller Gewalt den Kolben ins Genick. Ich dachte, ich würde kippen, doch hatte der Schlag tief auf den Halssehnen gesessen, und ich bekam den Kopf wieder hoch. Gleichzeitig erhielt ich einen Faustschlag vor den Mund. Die Unterlippe war auf den Zähnen durchgeschlagen und blutete heftig. Doch es war auszuhalten, ich marschierte blutspuckend weiter. Kapuszinski und ich, die wir nebeneinander als Erste marschierten, wirkten offenbar durch unsere Größe, Breite und Blondheit auf die Polen wie ein rotes Tuch. Nun marschierten wir den ganzen Tag die Straße Nieszawa—Wloclawek entlang. Die Straße war angefüllt von einem wilden Durcheinander fliehender polnischen Soldaten und Zivilisten, Panjewagen im Galopp, auf denen Offiziere, Soldaten barfuß, ohne Waffen und Ausrüstung, Frauen, Zivilisten hockten. Von allen Wagen aus wurden wir beschimpft, bedroht, wenn es ging geschlagen. Immer wieder forderte man die Begleitmannschaft auf, nun doch endlich kurzen Prozeß mit uns zu machen. Da kam ein Flieger sehr niedrig von Wloclawek her die Straße entlang. Ein allgemeines Angstgebrüll, und alles ließ die Wagen im Stich, spritzte rechts und links bis zu 100 Meter weit in die Felder auseinander und warf sich hin. Nur wir marschierten weiter und stellten lachend fest, daß es sich um einen harmlosen polnischen Aufklärungsflieger handelte. So groß war die polnische Angst vor den deutschen Bomben. Heldenhafte Nation! Aber die Haltung der Polen gegen uns Wehrlose wurde nach diesem Vorfall noch drohender. Die Begleitmannschaften sagten zueinander: Wir bringen sie nicht hin, das ist unmöglich! Und bei Kilometerstein 12 hörte ich, wie ein Unteroffizier unserer Eskorte sagte: „Jetzt haben wir noch 12 Kilometer bis Wloclawek, für die Deutschen also 11 Kilometer, denn weiter bringen wir sie keinesfalls!“ Das war alles recht beruhigend für uns, aber wir waren jetzt durch die dauernden Todesdrohungen gleichgültig geworden; wenn es unser Schicksal sein sollte, mußten wir eben sterben. Schließlich, es mochte gegen 3 Uhr nachmittags sein, kamen wir nach 24 Stunden Marsch in Wloclawek an. Der Zug durch die Stadt war grausig. Die Bevölkerung, von jüdischen Weibern aufgehetzt, raste vor Blutdurst. „Führt sie nicht weiter, hier ist ein geeigneter Platz, hier schießt sie tot! Hängt sie an die Laternen auf! Gebt sie uns, wir wollen sie totschlagen!“ So ging es ohne Unterlaß. Wohl 1000 Leute hatten sich um unsere kleine Eskorte gesammelt, und ich muß den polnischen Soldaten das Lob aussprechen, daß sie sich alle Mühe gegeben hatten, um uns vor der Lynchjustiz der fanatischen Bevölkerung zu retten. Nur einmal bekam ich ein paar Fußtritte in die Kniekehlen, sonst kamen wir heil durch bis in den Hof der Polizeikommandantur. Dies war eine Stätte des Grauens, wie man sie sich schrecklicher kaum vorstellen konnte. An den Wänden des Hofes hockten grausig zugerichtete Menschen auf der Erde, mit blutigen Hemden, blau und schwarz verschwollenen Gesichtern, grausig, unvorstellbar. Wir mußten uns auch auf die schmutzige Erde hocken. Die Mitte des Hofes war angefüllt von Polizisten und Soldaten. Unser Eskortführer, der sich sonst ganz anständig benommen hatte, zeigte auf mich und sagte: „Das ist der Kerl, der auf polnische Truppen geschossen hat!“ Nun war die Hölle los! Von allen Seiten wurde ich wüst bedroht und beschimpft.



Der Tollste war ein polnischer Sanitätsunteroffizier, der sich vor mich stellte und mir drohte: „Ich bin aus Gniewkowo, ich kenne Dich ganz genau, Du Schwein, Du sollst nicht erschossen werden, nein, ich will Dich ganz allein massakrieren, ich ganz allein, ich kenne alle Methoden, ich werde Dich heute Nacht schon ganz allein zu Tode bringen; warte nur, Du Schwein, das hast Du von Deinem Geheimsender, das hast Du davon, daß Du auf polnische Soldaten geschossen hast!“ Und der ganze Chor rundum fiel in die Schmähungen und Drohungen ein. Als wir Wasser haben wollten, rief ein oberer Polizeioffizier: „Was, Ihr wollt auch noch saufen? Das gibt es nicht, verdursten, verrecken sollt Ihr, Ihr schweinischen „Hitlerowcy“, Euer Hitler hat ja den Krieg gewollt, jetzt habt Ihr ihn, jetzt wollen wir Euch zeigen, wie es Euch gehen wird!“ Es war die reine Hölle! Als entsetzlichstes Bild ist mir in Erinnerung, wie ein 15jähriger Junge, nur in ein blutiges Turnhemd und eine schwarze dreieckige Badehose gekleidet, mit blaugeschlagenem blutendem Gesicht und völlig von Bajonetten zerstochenen, blutüberströmten nackten Beinen mehrmals über den Hof hin- und hergejagt wurde. Hier sollten wir nun also umkommen! Das war noch grausiger als Thorn. Kapuszinski, der noch beim Eingang in den Polizeihof einen schweren Kolbenschlag in die Nierengegend bekommen hatte, war am Ende seiner Nerven. Er weinte und bat einen der Soldaten, die uns hierher gebracht hatten, noch seine Frau und seinen kleinen Jungen in Schwersenz zu grüßen. Es war nicht recht zu ersehen, ob der Soldat diesen letzten Auftrag ausführen wollte. Schließlich kam der Sergeant an uns vorbei, der die Eskorte von Thorn geleitet hatte: ich stellte mich militärisch vor ihm hin und sagte: „Wir bitten um Wasser, denn wir halten es vor Durst nicht mehr aus!“ Er sagte uns Wasser zu. „Außerdem bitte ich Sie wenigstens um einen gewissen Schutz, den ich als polnischer Bürger verlangen kann, der sich nichts hat zuschulden kommen lassen, als ein ehrlicher Deutscher zu sein!“ Der Mann wurde unter dem Blick meiner Augen etwas schwankend, sagte mir: „Was Ihre Loyalität anlangt, so habe ich Beweise“, und zeigte mir die in der Nacht in Argenau mit dem mysteriösen Polen aufgenommenen Protokolle und den Revolver, der uns immer noch begleitete. Immerhin hörten die Drohungen etwas auf und wir bekamen zu trinken. Schließlich traten wir an, zusammen mit noch vielen anderen, größtenteils grausig zerschlagenen Deutschen, die teilweise auf dem Polizeihofe herumgesessen hatten, teilweise aus den Zellen geholt wurden. Der Sergeant, der die Eskorte von Thorn geführt hatte, trat an mich heran, gab mir meine Brieftasche mit dem ganzen Inhalt, Uhr und Ringe zurück, so wie man mir die Sachen in Thorn abgenommen hatte, nur der Füllfederhalter, diese „Szwabska tandeta“, fehlte, und sagte mir: „Ihre Sache ist erledigt, aber Sie kommen in ein Konzentrationslager!“ Also sollte ich aus dieser Hölle von Wloclawek lebend entkommen! Zu einem aufrichtigen Dankgebet schlossen sich meine Hände. Nun wurde unter starker Polizeieskorte losmarschiert, wir mochten etwa 300 Leute sein. In Viererkolonnen wurde marschiert, wir mußten uns gegenseitig an den Händen halten. Neben jeder zweiten Reihe marschierte ein Polizist mit Karabiner und aufgepflanztem Seitengewehr. Erst dachten wir, es würde zum Bahnhof gehen und wir würden verladen werden, doch es ging

hinaus ins Land, wohin, ahnten wir nicht. Stundenlang wurde wieder marschiert, bald brach die Dunkelheit herein. Es war windstill und staubte entsetzlich in die Kolonne; Wasser gab es aber nicht. Wenn mal in einem Dorf gehalten wurde, gab es Wasser nur für die Polizisten, und wir durften uns nur zum Ausruhen im Glied in den Straßenschmutz hocken. Und dabei schmerzten die Füße schon so furchtbar! Ich ging in engen Reitstiefeln, die zum Rumlaufen auf dem Hof in Lipie geeignet waren, aber doch nicht für einen solchen Gewaltmarsch, zumal ich sie nicht von den Füßen gehabt hatte, seitdem mich die Fähnriche in dem Fort in Thorn ausgezogen hatten. Den anderen, die mit uns marschierten, ging es keinesfalls besser. Fast alle waren große Strecken zu Fuß nach Wloclawek getrieben worden und hatten wunde, brennende Füße. Ein alter Bauer aus der Weichselniederung schleppte sich mit einem Hausschuh, den anderen Fuß barfuß die Straße entlang, von seiner alten Frau gestützt. Eine Frau aus der Umgegend von Wloclawek, der man bei der Verhaftung Mann und Sohn als angebliche Spione vor den Augen erschossen hatte, brach ab und zu in Schreikrämpfe aus. Es war ein Zug des Grauens! Die Polizisten beschimpften uns, trieben uns an, und wer liegen blieb, wurde mit Schmähungen, Fußtritten und Kolbenhieben wieder hoch gebracht. Ob in dieser Nacht schon Menschen, die nicht weiterkonnten, erschossen wurden, vermag ich nicht zu sagen, es ist aber wahrscheinlich. Spät in der Nacht (ich hatte zwar meine Uhr wieder, doch war sie nicht in Gang zu bringen) kamen wir auf dem Hofe der Zuckerfabrik „Chocen" an, wo wir ein gutes Quartier finden sollten. Doch wir wurden nur auf einen freien Platz geführt, der mit taunasser Vogelmiere bestanden war, es hieß: „Eng zusammenrücken und hinlegen!" Und wir waren vom anstrengenden Marsch naß geschwitzt, hatten fast alle keine Mäntel, und die Septembernacht war empfindlich kühl. Nur dadurch, daß wir uns ganz eng aneinander schmiegten, konnten wir es einigermaßen aushalten. Doch schon nach kurzem Schlaf flogen mir vor Kälte alle Glieder, ich mußte aufspringen, herumlaufen und mich warm schlagen. Und dabei waren wir so müde und die Beine so kaputt!

Mittwoch, den 6. September, verbrachten wir in Ruhe auf dem Fabrikhof von „Chocen". Als es dämmerte, bemerkten wir außer unseren noch andere ebenso elende Gruppen von Deutschen, die von einem Ring von Polizisten bewacht, zitternd auf der bloßen Erde lagen. Nach einiger Zeit wurde angetreten, und wir hofften, etwas Heißes zum Trinken zu bekommen; auch die Wachmannschaften, die teilweise ebenso kaputt waren wie wir und in ihren Polizeiuniformen barfuß herumhumpelten, sagten: „Natürlich gibt es heißes Frühstück, wir sind doch keine Barbaren!" Es waren aber doch Barbaren, denn von Frühstück oder sonstiger Verpflegungsausgabe war keine Spur. Wir traten auf einer Straße vor der Fabrik an, wurden eingeteilt und registriert. Und da sahen wir so viele Bekannte; die ganzen Hohensalzaer standen da, Direktor Wittek, der Schriftleiter Kuß, Geschäftsführer Klose, Superintendent Diestelkamp, die Gutsbesitzer Stübner, Eberlein, Naue, Schmekel, Roth und viele andere, die meisten mit gewaltigen Vollbärten, die sie zu alten Männern machten. Und ich strich mir über das Kinn und mußte feststellen, daß ich auch schon über einen ganz ansehnlichen



Bart verfügte. Wir wurden nun alle registriert und in Gruppen eingeteilt und dann auf einen Teil des Fabrikhofes geführt, der durch einen hohen Zaun aus in engen Abständen gezogenem Stacheldraht abgezäunt war. Ein Schuppen befand sich innerhalb dieses „Lagers". Wir mußten uns an der einen Längswand des Schuppens draußen lagern, auf einem Platz, der vielleicht 50 Meter lang und 12 Meter breit war. Hier lagen wohl über 1000 Menschen. Der Raum war dadurch noch enger, daß es verboten war, sich dem Stacheldrahtzaun weiter als auf einen Meter zu nähern. In dem Schuppen und auf seiner anderen Seite lagen weitere Massen von Deutschen, die Frauen, auch über 100, waren etwas abseits untergebracht. Rund um den Zaun herum standen Polizisten und Lümmels von Jugend-Strzelec Wache. Ein ganz großes Fest hatten wir dadurch, daß ein einheimisches Mädel aus „Chocen", dem wir während des Antretens zum Registrieren auf der Straße Geld zugesteckt hatten, uns ein Pfund Wurst brachte, das wir heißhungrig verschlangen. Dann wurde jeder Verkehr mit der Außenwelt streng verboten. Wir hatten zwar noch einem Wachmann 10 Zloty gegeben, um uns etwas Essen zu kaufen, sahen aber weder Wachmann, noch Geld, noch Ware wieder. Irgendeine Verpflegung wurde wieder nicht ausgegeben, nur spät nachmittags sollte es Kaffee geben. Als wir an die Reihe kamen, war er aber zu Ende, und wir erhielten nur auf die ganze Gruppe eine halbe Flasche kalten schwärzlichen Wassers. Wenigstens bestand die Möglichkeit, Trinkwasser zu bekommen, wenn dieses auch trübe aussah und unangenehm schmeckte. Ich trank über 2 Liter aus, ohne daß ich nachher den Drang verspürte, Wasser von mir zu lassen, so ausgedörrt waren wir gewesen. Der Raum, auf dem wir lagen, war gerade so groß, daß wir uns alle, wenn auch eng gedrängt, ausstrecken und etwas schlafen konnten und mal die Stiefel von den Beinen ziehen. Die Füße sahen böse aus. Wir fanden uns bald zu einer Gruppe zusammen, zu der außer uns drei Lipiern noch der Bankbeamte Helmuth Zahn, der Beamte von der Thorner Genossenschaft Friedrich Prowe sowie der 14jährige Thorner Junge Heinz Beierling gehörten; dann war noch ein Bauer aus der Bromberger Gegend, Otto Seefeld, und ein Mann namens Clemens aus Thorn dabei, ein Mann zweifelhafter Nationalität, vor dem wir uns vorsehen mußten. Weiter hielten noch zu unserem Kreis der Maurer Kluczyk aus Argenau, der den ganzen Sommer in Lipie gearbeitet hatte, und ein unverwüstlicher junger Mann, der nur auf den Namen „Gustav" hörte und seinen Nachnamen nicht bekannt gab. Es bildete sich eine feste Kriegskameradschaft heraus, wir teilten, was wir besaßen. Der Reiche unter uns war Otto Seefeld, denn er besaß einen Koffer mit etwas Wäsche. Bereitwillig gab er mir ein Paar reine Socken für meine wunden Füße. Auf die Stellen, von denen die Haut herunter war, legte ich mir Lappen, die ich mir aus der Unterhose herausgerissen hatte. Ueber die eine nur vorhandene Latrine (sehr stark wurde sie nicht benutzt, weil wir alle seit drei bis vier Tagen kaum etwas gegessen hatten) kamen wir auch mit anderen Gruppen zusammen und erfuhren so, daß Dr. Kohnert, Gero Gersdorf, Adelt und Rosenberg von der D. V. aus Bromberg unter uns waren, auch sonst viele Bromberger wie Starke, Dr. Staemmler und andere. Je mehr Bekannte man bei sich wußte, um so

geborgener fühlte man sich im gemeinsamen Leid. Uns alle konnte man doch schließlich nicht abschlachten. Ob wir alle auf diesem engen Raum liegen bleiben sollten? Und was würde, wenn die Deutschen uns heraushieben, was doch in einigen Tagen zu erwarten war, wenn auch die Wachmannschaften die tollsten Gerüchte über deutsche Niederlagen in der ganzen Welt verbreiteten? Die meisten von uns waren zu Fuß nach „Chocen" getrieben worden, nur einige kleine Gruppen, wie auch die Hohensalzaer, hatte man zunächst im Viehwagen transportiert. Fast alle waren schon auf den Füßen kaputt, sehr viele zerschlagen und elend. Nur sehr wenige hatten Sachen mitnehmen dürfen, vielen waren Rucksäcke, Koffer und Geld, sogar die Brillen im Polizeigefängnis in Wloclawek abgenommen worden. Wir machten schon jetzt den Eindruck einer Horde zerlumpter, verkommener Sträflinge. Abends rückten wir wieder nahe aneinander und legten uns auf Schlacke und Schutt. Da war wenigstens leidlich warm von unten, wenn es auch hart und schmutzig war. Die Nacht war im ganzen etwas wärmer als die vorige, ich schlief leidlich und wachte erst gegen Morgengrauen vor Kälte zitternd auf. Die etwa 600 Mann, die in dem Schuppen untergebracht waren, hatten es dort schlechter gehabt als wir unter freiem Himmel, weil der Schuppen zur Nacht verschlossen wurde und keinerlei Lüftungsmöglichkeit bestand. Auch wurde niemand zu einem Bedürfnis herausgelassen, so daß sich eine fürchterliche Atmosphäre entwickelt haben soll. Ab und zu mußten wir uns immer wieder kopfschüttelnd ansehen und uns fragen: Ist es überhaupt möglich, daß Menschen so behandelt werden können?

Donnerstag, der 7. September, begann schon früh mit ziemlicher Betriebsamkeit in unserem Lager. Es stießen noch einige Abteilungen von Deutschen zu uns, sehr viele Polizisten marschierten auf, es hieß, es solle gleich weiter gehen. Also sollten die armen, wunden Füße weitermarschieren, hoffentlich nicht weit. Etwas ängstlich wurde mir zumute, als der Thorner Polizist auftauchte, der in der üblen Nacht hinter mir im Auto gesessen hatte und mir schließlich den Ledermantel genommen. Ich duckte mich gut hinter meine Kameraden, als er in die Nähe kam. Wenn er mich sah, brachte er es womöglich fertig, mich noch hier abschießen zu lassen. Schließlich traten wir an, wurden aus dem engen Stacheldrahtlager herausgeführt und auf dem großen Fabrikhof zu vier langen Marschkolonnen geordnet. Eine riesige Menschenmenge war es, die hier zusammengetrieben war, wohl 3000 bis 4000 Deutsche, meist aus den Kreisen Graudenz, Schwetz, Thorn, Hohensalza, Lipno, Wloclawek. Aus der Stadt Thorn waren es sehr wenige; sollte das mit den vielen Leichen zusammenhängen, die wir vor Nieszawa im Straßengraben gesehen hatten? Das war eine entsetzlich bange Frage. Lange dauerte es, bis die vier Marschkolonnen gebildet und die nötigen Begleitmannschaften eingeteilt waren. Es war wieder ein heißer sonniger Tag, und wir dursteten schon, ehe abmarschiert wurde. Vorn in jeder Gruppe wurde ein Trupp Frauen aufgestellt. Fußkranke sollten sich melden, aber nur wenige Alte wurden auf Wagen geladen, bei fast allen hieß es: „Du bist jung" oder „Du bist stark, Du kannst laufen." Ich meldete mich gar nicht erst. Es mußte eben nochmal einen Tag gehen. Und wir glaubten alle, bald auf die Bahn verladen zu werden. Um 10.30 Uhr wurde abmarschiert;



unsere Abteilung von vielleicht 800 bis 1000 Mann war die erste. Wir marschierten so in einer Gruppe, wie wir uns am Tage vorher zusammengefunden hatten. Es ging in langsamem Tempo los, das konnte man schon wieder leisten, aber es war heiß und so entsetzlich staubig. Von der Frauengruppe an der Spitze der Kolonne wurde uns ein Koffer zum Tragen gegeben, außerdem hatten wir unseren Koffer, den Reichtum Otto Seefelds, zu tragen. Aber in bester Kameradschaft lösten wir uns beim Tragen ab, und so ging es schon. Unsere Kolonne wurde von einem Oberleutnant geführt, der sich bemühte, anständig zu sein. So wurde ein Limonadenwagen angehalten, der des Weges kam, und wir durften die ganze Limonade aufkaufen und unter uns verteilen. Das brachte uns auch in Kontakt mit unseren Wachmannschaften, von denen ein Teil ältere verheiratete Reservepolizisten aus Pommerellen, meist aus Dirschau, waren, die es mit uns nicht verderben wollten. Die großen Mengen der süßen, kohlesäurehaltigen Limonaden gaben uns etwas Kraft, wir marschierten gefaßter weiter, und als wir auf dem Marktplatz von „Chodecz" gar noch durch Vermittlung der Begleitmannschaft etwas zu essen kaufen durften, rohe Eier, Gebäck, Birnen, saure Gurken, wurden wir schon fast übermütig, so daß ich meine Gruppe dämpfen mußte: „Kinder, seid vernünftig, das dicke Ende wird schon nachkommen!" Den nach uns kommenden Kolonnen ging es sehr viel weniger gut: weder fiel ihnen ein Limonadenwagen in die Hände, noch hatten sie die Möglichkeit, sich etwas zu kaufen. Hinter Chodecz begann sandiger Landweg; die meisten zogen sich die Stiefel aus und liefen im weichen Sand barfuß weiter. Rechts neben uns lockte ein blauer See. Wenn man sich doch einmal waschen könnte! Wir waren alle vom Marschieren in dem dicken Staub von einer dicken Schmutzkruste umgeben. Einer war so unvorsichtig, den Wunsch zu baden laut zu äußern, da bekam er zur Antwort: „Baden sollt Ihr schon, Ihr Schweine, aber in Eurem Schweiß!" So schleppten wir uns in der heißen Nachmittagssonne weiter, ein Zug des Elends, von der Bevölkerung, die allenthalben zusammenlief, wie wilde Tiere bestaunt und verhöhnt. Vor „Dabrownice" wurde Halt gemacht, wir bekamen reichlich Wasser und konnten unsere aus Chodecz mitgebrachten Vorräte als Abendbrot essen. In unsere Gruppe wurde alles kameradschaftlich geteilt. Wir hofften nun auf Nachtruhe, da hieß es: „Weil Eure Flieger jetzt die Straßen bombardieren, muß nachts marschiert werden, dafür wird den ganzen Tag über gerastet, da friert Ihr wenigstens nicht! Aber leider gibt es kein Brot zu kaufen, es kann nichts verteilt werden!" Nun, heute hatten wir ja etwas zu essen gehabt, das ging noch. Aber bitter war es schon, daß wir uns die ganze Nacht hindurch weiter schleppen mußten auf unseren schmerzenden Füßen, zumal das holperige Pflaster von Dabrownice uns Qualen bereitete. Aber bloß nicht schlapp machen, bloß nicht liegen bleiben. Wer nicht mit konnte, wurde am Ende der Kolonne erschossen. Der eine Wagen, der jede Kolonne begleitete, war von einigen Schwerkranken überfüllt. Unheimlich war der Marsch in völliger Dunkelheit — der Mond ging immer später auf — an der Kleinbahn entlang von Dabrownice nach Krosniewice. Die uns begleitenden Strzelec-Jungens wurden immer unverschämter und nahmen eine immer drohendere Haltung ein, die alten Poli-

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA w TORUNIU

zisten waren zurückgeblieben. Und wir hörten von den Strzelcen: „Jetzt sind Legionisten in der Nähe, die werden bald kommen und die ganze Bande hier kalt machen.“ Halb schlafend schleppten wir uns weiter, jeder den anderen stützend. Kapuszinski schlief neben mir im Gehen. Plötzlich wachte er auf, blickte wild mit stierem Blick um sich und krächzte: „Wo ist der Kerl? Hier war doch eben ein Zivilist mit Baskenmütze im Glied und hat uns alle mit dem Revolver bedroht!“ Nur mühsam war Kapuszinski zu beruhigen, daß er geträumt hatte. Die Nerven gingen eben mit uns durch, kein Wunder nach den körperlichen Strapazen und der seelischen Spannung. Als einzige Erholung in dieser Nacht saßen wir einmal eine Stunde lang halb schlafend im Straßengraben, sonst wurde dauernd marschiert, wenn auch sehr langsam. Der Ort „Krosniewice“ bereitete uns mit seinem holperigen Pflaster wieder Qualen. Jeder Schritt schmerzte, so daß sich viele hinwerfen wollten und lieber dem Ende entgegensehen, als diese Tortur noch länger mitmachen. Aber wir hielten uns gegenseitig und folgten den anpeitschenden Rufen der Strzelcen: „Marszerowac, załączyc!“ Bei Krosniewice kamen wir auf die große Straße Posen—Warschau und in den Betrieb von Flüchtlingswagen und Militärfahrzeugen hinein, die verängstigt zu fliehen schienen. Bei Morgengrauen riß dieser Verkehr, wohl aus Angst vor deutschen Fliegern, ab. Aber wir schleppten uns weiter, auf Kutno zu. Gegen Sonnenaufgang saßen wir im Straßengraben und ließen die anderen Kolonnen an uns vorbei. Mein Gott, war das ein Bild des Jammers! Alte Herren ohne Schuhe, in zerrissenen Socken sich weiterschleppend, auf junge Kameraden gestützt, andere mühsam taumelnd, alle schmutzig, mit Vollbärten, irren Augen und verzweifeltem, apathischem Gesichtsausdruck. Nur als Dr. Kohnert und Gero v. Gersdorf ziemlich stramm an uns vorübermarschierten, bekamen wir etwas Mut. Wir waren schließlich fast alle noch zusammen. Nur nach einigen bekannten Gesichtern aus der Marschkolonne suchte man schon vergeblich. Manch einer mochte doch schon liegen geblieben und erschossen worden sein! Je mehr wir uns Kutno näherten, umsomehr Trichter von schweren deutschen Bombentreffern waren beiderseits der Straße und auch auf der Straße. Die Telegrafenleitungen hingen zerfetzt um die Masten. Der Kutnoer Bahnhof bot ein Bild der Verwüstung. Hier hatten die deutschen Bomben ganze Arbeit gemacht. Abseits vom Bahnhof war die Stadt Kutno aber unversehrt. Wir wurden durch die Stadt getrieben, die Bevölkerung gebärdete sich wie rasend. Es gab Püffe und Steine wurden geworfen. Aber es ging weiter, weiter! Es war qualvoll, wir waren völlig verdurstet, konnten schon kein Wort mehr sprechen. Die Sonne stand schon wieder ziemlich hoch, und es wurde wieder heiß. Endlich, einige Kilometer hinter Kutno, bogen wir in ein Gehöft ein und lagerten hinter dem Gehöft auf einer schattenlosen Wiese. Ich ließ mir sofort die Stiefel von den geschwollenen Füßen ziehen und ging barfuß durch das noch taunasse Gras. Welche Wohltat! Auch die schmutzverkrusteten Hände versuchte ich im taunassen Gras zu erfrischen und zu reinigen. Wenn man doch nur etwas Wasser zum Trinken bekommen hätte! Doch das dauerte lange, bis es etwas gab. Mit einem Faß wurde Wasser für die wohl 4000 Menschen herangebracht; erst bekamen die Begleitmannschaften und wir



wurden rücksichtslos mit dem Kolben fortgetrieben. Wir zogen uns aus und versuchten zu schlafen, aber die Sonne stach zu sehr, und der allgemeine Betrieb und Lärm auf der Wiese ließ keinen Schlaf aufkommen. Immerhin war es etwas Ruhe, und man sah mal wieder die Kameraden aus den anderen Kolonnen. Im Garten des Bauernhofes war ein schwarzer schmutziger Tümpel. In den gingen wir hinein, um uns zu baden und zu waschen. Noch vor wenigen Tagen hätte ich mich vor Ekel geschüttelt, in solch ein Wasser zu gehen; jetzt empfand man es als höchste Wohltat. Otto Seefeld hatte in seinem Wunderkoffer sogar Seife und Handtuch, und so seifte ich mich gründlich ab und spülte mir die Haare mit der ekligen schwarzen Flüssigkeit des Tümpels. Aber wenigstens war die dicke Dreckkruste vom Kopf herunter, was machte es, wenn man nach Jauche stank! Ich kam mir sauber und appetitlich vor. Sogar etwas Essen wurde auf der Wiese ausgegeben, für je 16 Mann ein kleines rundes Brot. Jeder bekam eine handvoll Brot! Mit der Ruhe den ganzen Tag über, die man uns in Aussicht gestellt hatte, war es aber nichts. Schon vor 2.30 Uhr wurde eilig angetreten, schnell mußte ich meine Stiefel über die schmerzenden Füße ziehen, ohne die Lappen auf den wunden Stellen und die Strümpfe richtig ordnen zu können, und schon marschierten wir weiter. Glücklicherweise war die große Straße zementiert und hatte eine glatte Oberfläche, so daß man die Füße kaum zu heben brauchte und sich so weiterschieben konnte. Solange man in Bewegung blieb, ging es einigermaßen; nach einer Ruhepause im Straßengraben waren aber die ersten Minuten des Gehens immer wieder eine wahre Höllenqual, bis die Füße sich wieder eingelaufen hatten. Wie lange sollte das noch so gehen? Wir waren alle fast am Ende. Zu trinken gab es jetzt fast gar nicht mehr, nur noch für die Begleitmannschaften. Es wurden hohe Preise für eine Flasche Wasser den Polizisten geboten, aber wir bekamen keins. In einer Kolonne hatte einer 10 Zloty für eine Flasche Wasser bezahlt, und der sadistische Polizist, der sie auch brachte, goß sie dann vor dem Verdurstenden in den Straßenstaub. Es wurde Nacht, und wir schleppten uns weiter. Aber unsere Reihen wurden lichter, manch einer blieb liegen und wurde am Ende der Kolonne erschossen. Frauen verloren den Verstand und blieben in Schreikrämpfen liegen. Männer mit Prothesen, die auch mitgeschleppt wurden, konnten nicht mehr und wurden am Wegrand erschossen, wie es auch dem Gutsbesitzer Kiock aus Jaruschau im Kreise Gnesen in dieser Schreckensnacht ergangen sein soll. Unsere Gruppe hielt in bewährter Kameradschaft zusammen, wir hielten uns fest an den Händen und sprachen einander Mut zu. Der kleine Heinz Beierling aus Thorn kuschelte sich ganz verängstigt in meinen Arm: Mir ist so kalt und so angst!! Herr Gott, was war das für eine Kriegsführung, Kinder so namenlos zu quälen! Kapuszinski hatte am Nachmittag nicht weiter gekonnt und sich beim Leutnant als schwer fußkrank gemeldet. Er sollte auf dem Wagen fahren, wurde aber entgegen dem Befehl des Leutnants sofort von dem Polizisten vom Wagen geworfen und durfte nur, sich am Wagen haltend, weitergehen. Bald kehrte er reumütig in unsere Gruppe zurück. Er hatte das Treiben am Ende des Zuges, wo die Liegengebliebenen mit Fußtritten und Kolbenhieben wieder hochgebracht wurden, oder, wenn gar nichts half,

abseits geschleppt und erschossen wurden, nicht mehr mit ansehen können. Nur eins hielt uns in dieser schauervollen Nacht aufrecht: der Schlachtenlärm kam näher! Die Deutschen waren nicht mehr weit! Wir zählten die Sekunden vom Aufblitzen des Mündungsfeuers bis zum Knall des Abschusses: es waren nur noch 26 Sekunden. In 9 Kilometer Entfernung wurde gekämpft! Nur das konnte uns noch Erlösung bringen. Aber würde man uns nicht eher alle umbringen, als den deutschen Truppen in die Hände fallen zu lassen? Das war die bange Frage, und die drohende Haltung der an uns vorbeikommenden polnischen Truppen ließ uns immer mehr befürchten, daß das unser Schicksal sein würde. Es fiel uns auf, daß die Truppen, die zur Ablösung an die Front gebracht wurden, meist unbewaffnet waren und von Feldpolizei eskortiert wurden. Also offenbar gab es nur einmal Waffen an der Front, die der ablösenden Truppe erst in der Feuerlinie übergeben wurden. So konnten die Truppen, die an uns vorbeimarschierten, wenigstens nicht in unsere Reihen hineinschießen. Aber mit dem Spaten wurde nach uns geschlagen, und manch einer trug noch üble Verletzungen davon. Uns war versprochen worden, hinter Lowicz bezögen wir Quartier in einem Bauernhof und bekämen heißen Tee, aber wir glaubten nicht recht daran. Noch in der Dunkelheit, aber schon gegen Morgengrauen, kamen wir in ein großes Dorf mit einem hohen Kirchturm. Wir glaubten erst lange, dies sei Lowicz, und gingen getrost weiter, zumal wir Wasser bekommen hatten. Auch marschierten wir neben der Bahnlinie entlang, auf der zwei Züge fuhren. Es war also doch noch möglich, daß wir verladen würden. Wenn nur dieses qualvolle Marschieren ein Ende hätte! Wir waren alle fußkrank und restlos übermüdet. Ich war beim Marschieren eingeschlafen und mit krachendem Nasenbein auf den Vordermann gefallen. Es ging einfach nicht mehr! Und doch mußte es gehen! Dicht neben der Straße war schon Gewehrgeplänkel zu hören. Sollten das schon Patrouillenkämpfe sein? Ach, das konnte wohl nicht sein, sicher wurden Deserteure oder auch Fliehende aus unseren Elendkolonnen verfolgt und erschossen. So näherten wir uns gegen 7 Uhr dem wirklichen Lowicz mit seinen Schornsteinen und Kirchtürmen. Dicht vor der Stadt bogen wir von der Hauptstraße ab, über die fliehende Bewohner hafteten, gingen einen Feldweg entlang über die Bahn und dann hinter der Bahn entlang. Auf dieser fuhr langsam ein Zug mit offenen Güterwagen, größtenteils Plattformwagen ohne Seitenwände. Offenbar war der Zug für uns bestimmt. Wenn wir auch Gefahr liefen, von den Plattformwagen herunterzufallen, so war das Fahren immer noch besser als dieses qualvolle Sichweiterschleppen mit dem sicheren Tod vor Augen, wenn man liegen blieb. Wir freuten uns also gewissermaßen auf die Verladung, trotz des ungewissen Zieles und der schaurigen Ungewißheit, was weiter aus uns werden sollte. Die Wachleute hatten einmal zu einem Manne geäußert, der nach unserer Bestimmung fragte: „Ein großer Teil wird noch erschossen, andere werden zu Monaten oder Jahren Konzentrationslager verurteilt, der Rest entlassen." Wenn meine Akten oder der ominöse Revolver mich begleiten, war die Zukunft immer noch denkbar düster. Aber wenn wir weiter marschieren sollten, blieben wir alle liegen, und unser Schicksal war gewiß.



Wir kamen wieder über die Bahn, an Kasernen vorbei und in die ersten Häuser von Lowicz herein, von bewaffneten jugendlichen Rowdies wild beschimpft und geschmäht: „Ihr Deutschen wolltet brutal sein, jetzt werden wir doppelt brutal sein. Euer Hitler quält uns, jetzt wollen wir Euch quälen, Ihr Hunde, Ihr Cholera Hitlerowcy!" Jetzt marschierte unsere Spitze am Friedhof entlang, auf einer Straße zwischen der Friedhofsmauer und einer anderen Mauer. Da! Drei Abschüsse, Pfeifen und drei schwere Granataufschläge in unmittelbarer Nähe! Alles stob auseinander und suchte in Straßengräben Deckung. Nichts mehr von Beschimpfung, die Begleitmannschaften zitterten um ihr Leben. Und immer wieder die drei Abschüsse, das Sausen und gleich darauf die drei schweren Einschläge. Was war das für eine herrliche Musik! Was bedeutete das bißchen Gefahr gegenüber der Gewißheit, daß die Deutschen Lowicz beschossen! Aber ob sie so schnell hier sein würden? Man wagte es nicht zu hoffen, klammerte sich aber doch intensiv an diese letzte Hoffnung auf Rettung aus höchster Not! Schließlich hörte die Beschießung auf, und es begann ein Unterhandeln mit den Polizisten, was zu machen sei. Zum Bahnhof kamen wir nicht mehr durch, dort würden wir unter Feuer genommen, das war klar. Der größte Teil unserer Kolonnen wurde von der Eskorte denselben Weg zurückgejagt und ging auf einer Wiese hinter der Bahn in Deckung. Die anderen Kolonnen sammelten sich dort auch und legten sich in Deckung. Wir aber bewogen mit etwa 50 Deutschen die bei uns liegenden drei Wachtleute, mit uns auf dem Friedhof in Deckung zu gehen und abzuwarten. Wir lagen da ziemlich eine Stunde, es war leider wieder ruhig geworden, nur vereinzelte Schüsse hörte man aus Lowicz. Wir redeten den Polizisten weiter ein, wir müßten unbedingt weiter ruhig in Deckung warten, doch ein älterer Polizeiunteroffizier, offenbar noch mit preußischer Erziehung, ließ sich darauf nicht ein, sondern sammelte uns unter einem Baume und marschierte im Gänsemarsch mit uns im Straßengraben in der Richtung auf den Bahnhof ab, da er Befehl habe, uns zum Bahnhof zu bringen. Doch setzte heftigeres Maschinengewehrfeuer aus Lowicz ein, das zwar nichts mit uns zu tun hatte, aber wir konnten dem Unteroffizier weismachen, wir seien sehr gefährdet, und so flüchteten wir auf den Kirchhof zurück. Der Schlachtenlärm aus Lowicz wurde lauter, und ein Sturzbomber warf ununterbrochen seine Bomben in die Stadt. Wir lagen in guter Deckung zwischen den Grabhügeln und hatten nur noch einen unangenehmen Augenblick, als etwa 20 polnische Soldaten über den Friedhof zur Kaserne flüchteten. Sie waren aber so verängstigt, daß sie uns nicht beachteten. So schlief ich trotz der wahnsinnigen Nervenspannung hinter dem mich deckenden Grabhügel vor Uebermüdung und Erschöpfung ein. Da wachte ich aus dem Halbschlaf auf, es war sehr unruhig: das waren doch deutsche Laute!! Ich hob den Kopf und flüsterte zu Kapuszinski: „Die Deutschen kommen!" „Ach Unsinn", sagte der, „Deckung nehmen." Aber ich blickte

auf: Tatsächlich, deutsche Truppen stürmten den Friedhof!! Prächtig sahen die Kerle aus, im Stahlhelm, den Gürtel voller Handgranaten, die Gesichter staubgeschwärzt. Wir sprangen auf, kein Fuß schmerzte mehr und mit hoch erhobenen Händen ihnen entgegen: Volksdeutsche, gefangene Volksdeutsche, Brüder, Kameraden helft uns!! Und dann haben wir sie umarmt, ihnen die Hände gedrückt, sie wieder umarmt, ihnen kurz berichtet und einfach geheult! Ja, wir konnten nur noch heulen vor unvorstellbarem Glück und vorstellbarer Ergriffenheit!! Die Soldaten des Führers hatten uns tatsächlich gerettet, wir standen unter dem Schutz des Großdeutschen Reiches, unser Leidensweg hatte ein Ende!! Es war gar nicht auszudenken, daß es ein solches Glück, eine solche Rettung aus höchster Not gab! Wohl niemand kann ermessen, was uns dieser Augenblick bedeutete, der ihn nicht miterlebt hat. Nach so tiefer Verzweiflung eine solche wunderbare Rettung. Es war der Morgen des 9. September.

Bald waren auch die vielen anderen, die hinter der Bahn in Deckung lagen, ohne Widerstand der begleitenden Polizisten von anderen deutschen Sturmtrupps befreit. Wir sammelten uns alle auf einer Wiese an der Bzura hinter der Bahn, unsere Befreier immer wieder stürmisch grüßend. Und bald ging es hinein in das eben eroberte, teilweise brennende Lowicz, und es wurde für uns gesorgt. Das Magistratsgebäude wurde für uns als Sammelpunkt zugewiesen, und bald saß ich im Sessel des Oberbürgermeisters und machte die Hilfsstelle für verschleppte Volksdeutsche in Lowicz auf. Welch eine Wandlung! Einige Stunden lang waren wir noch in banger Sorge um die Kolonne 2, in der die meisten Bromberger marschierten, denn die Kolonne war von ihren energischen Begleitmannschaften einige Kilometer weiter getrieben worden bis in einen Wald und konnte erst nachmittags durch einige Panzerwagen befreit werden. Und hier sind noch einige Deutsche zu allerletzt erschossen worden, darunter Dr. Staemmler aus Bromberg. Wie wir alle zugerichtet wurden und in was für einer erbärmlichen Verfassung wir waren, das ergab sich erst, als wir in Lowicz in ärztliche Pflege genommen wurden. Unermüdlich arbeitete der Oberarzt Dr. Ritter mit anderen Aerzten der Wehrmacht und unserem Dr. Studzinski daran, Wunden zu heilen und völlig zerfetzte Füße zu verbinden. Einige alte Herren starben noch nach der Befreiung vor Erschöpfung in den Straßen von Lowicz, andere, vor allem Frauen waren völlig geistesgestört und konnten gar nicht wieder zur Vernunft gebracht werden. Dr. Studzinski arbeitete wie ein Held, obgleich er selber auf den Füßen nicht mehr fort konnte und ein so grausig zerschlagenes, blau und schwarz unterlaufenes Gesicht hatte, daß nur noch das Monokel an ihm menschlich war. Wohl über 3000 Deutsche waren wir, die sich in den Straßen von Lowicz sammelten und betreut wurden. Wieviele auf dem ganzen Marsche und besonders in der letzten Nacht liegen geblieben, erschlagen oder auf der Flucht erschossen waren, ließ sich nicht übersehen. Sehr viele müssen es gewesen sein. Wir Lebenden waren doppelt froh, glücklich und dankbar über die wunderbare Errettung.

Am nächsten Tage mußten wir aus Lowicz, einer gefährdeten Kampfstellung, abgeschoben werden. Wir wurden in zwei Tagemärschen, zur Hälfte auf Fahrrädern, Wagen und Militär-Kraftfahrkolonnen, nach Lodsch abtransportiert, von wo aus dann die Abreise in die Heimat in die Wege geleitet wurde. Was wir zu Hause vorfinden sollten, wußte keiner. Mochte es auch noch so traurig sein, was uns dort erwartete, wir waren wunderbar gerettet und wollten schon wieder die befreite Heimat aufbauen im Rahmen eines siegreichen Großdeutschen Reiches!



Nach einigen Tagen der notwendigsten Erholung war ich am 19. September wieder in Lipie, aber ich sollte die Silhouette des Hofes nicht so wieder sehen, wie ich sie in der Verhaftungszeit vom Milchwagen aus noch gesehen hatte. Gespenstisch ragten rauchgeschwärzte Giebel wie anklagend erhobene Finger gen Himmel, dazwischen kohlten noch schwarze Trümmerhaufen, der Hof war angefüllt mit ausgeglühten und verbogenen Eisenteilen, es war a l l e s heruntergebrannt, der große Saatgutspeicher, der neue, erst in diesem Jahre errichtete Viehstall, alle anderen Ställe, Scheunen, Werkstätten und Schuppen, zusammen 26 Gebäude, mit der ganzen Ernte, allen Vorräten, allen Maschinen und Geräten und viel Vieh. Nur das Wohnhaus und Beamtenhaus standen, die eingeschlagenen Türen notdürftig mit Kistendeckeln zugenagelt. Meine Mutter fand ich bei Frau Sperling in Ludwigsruh bei Argenau, deren Sohn, Heinz Sperling, vor ihren Augen erschossen war. Mein 1. Beamter, Herr Hagner, der l e i d e r nach unserer gemeinsamen Verhaftung wieder freigelassen war, war tot, von den polnischen Mordbrennern erschlagen und ruhte mit 26 ebenso für die Befreiung der Heimat gefallenen deutschen Kameraden in gemeinsamer Ruhestätte in Ostburg. Am 7. September, am Tage vor dem Einzug der deutschen Wehrmacht, war all dies Schreckliche geschehen, hatten polnische Truppen sich noch so furchtbar an wehrlosen Deutschen ausgetobt, die Leichen von Zehntausenden unschuldiger Deutscher und rauchende Brandruinen hinter sich zurücklassend.

Doppelt dankbar war ich, lebend in die befreite Heimat einziehen zu dürfen, meine Mutter noch wiederzufinden und die ganze Familie in Sicherheit zu wissen. Allmählich fanden sich die Arbeiter wieder ein, die an dem Schreckenstage alle fortgetrieben waren, 20 Pferde kamen zusammen und sofort ging draußen der Pflug wieder durch die schwarze kujawische Erde, durch das ewige unzerstörbare deutsche Land, mit großen Opfern zurückgewonnen und darum um so heißer und mit um so größerer Verpflichtung geliebt von allen denen, die lebend der polnischen Hölle entkommen waren.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Biblioteka Główna UMK
300040032769

Biblioteka
Główna
UMK Toruń
803609
Biblioteka Główna UMK
300040032769